



Drei und dreißigster Jahrgang.

21.

Donnerstag, am 31. Mai 1849.

Liebe am Bach.

Lieder

von

Waldemar Schier.

8.

Liebchens Reichthum.

Klagst du, Mädchen meiner Seele,
 Daß es dir an Reichthum fehle,
 Reich und reicher nennst du dich,
 Glaube Liebchen, kennst du dich,
 Aber werde mir nicht eitel!
 Sonnengold umwallt den Scheitel,
 Lockenwellen fließen nieder,
 Schelmisch ob der Augenlider
 Sitzt der kleine, liebe Gott,
 Schießt mit deiner Braue Bogen,
 Die dein Blick zu dir gezogen,
 Schießt die Herzen alle tod!
 Aetherbläue, Blicke, Thränen,
 Aller Erdenliebe Sehnen
 Wohnt im Himmel deiner Augen,
 Weht in deines Mundes Hauchen!
 Ambradust und Perlen, Küsse,
 Paradieses Gottgenüsse!
 Mädchen, Mädchen, klage nicht
 Denn du lebst auch im Gedicht!

Dich zu preisen, tönen Lieder,
 Schönheit weilt um deiner Glieder
 Elfenbein und Marmorbau,
 Ueber blauen Wellenbächen,
 Ueber Hügel, Thal und Flächen
 Lacht des Auges heitres Blau!
 Rosen duften auf den Wangen
 Und ein knospendes Verlangen
 Grüßt dich in der Jugend Pracht
 Und der ersten Liebe Macht
 Läßt dich aus des Lebens Sorgen
 Aufersteh'n am Schöpfungsmorgen!
 Lebe, liebe, freue dich,
 Klage nicht und küsse mich!
 Gold und Perlen, Elfenbein,
 Wellen, Marmor, sie sind dein
 Und des Himmels helle Sterne
 Leuchten mir in nächster Ferne,
 Erde, Meer und Himmel halt' ich,
 Ueber Alles, Alles walt' ich.

9.

B i t t e .

Laß die Hand in deinen Locken
 Wie in goldnen Saiten wühlen,
 Laß, o Mädchen, deinem Sänger
 Deines Kusses Lippen fühlen!

Von der Liebe altem Wunder
 Laß in Küßen leiß mich singen
 Und in Lust und Liebesfreude
 Sollen unsre Herzen klingen!

Gieb, o gieb von so viel Küßen
 Einen Kuß mir in die Seele,
 Daß in alle Ewigkeiten
 Nie dein Kuß dem Dichter fehle!

10.

E r w a r t u n g .

Singt ein Vöglein
 Auf dem Zweige,
 Weht ein Lüftchen
 Von dem Teiche:
 Regen sich der Liebe Schmerzen
 In dem Herzen!

Lönt der Schnitter
 Laut Gedengel,
 Geht durch's Stübchen
 Still ein Engel,
 Immer lauter pocht's mit Schmerzen
 Mir im Herzen!

Geht das Uhrlein
 Noch so schnelle
 Nimmer will es
 Von der Stelle,
 Denn es schlägt und schlägt mit Schmerzen
 In dem Herzen!

Singt kein Vogel
 Auf dem Zweige,
 Weht kein Lüftchen
 Von dem Teiche,
 Dann vergehet Herz am Herzen
 Ohne Schmerzen!

Grundzüge der Indianer-Sprachen.

Von J. G.

Herr H. N. Schoolcraft, der tüchtige und geschickte Dolmetscher in dem Amte der Indianerangelegenheiten zu Washington, hat eine Reihe

von Aufsätzen der Deffentlichkeit übergeben, welche höchst interessant sind. Wir werden diese nach und nach folgen lassen. Der Verfasser spricht hier selbst:

„Die Forschung (Philologie) der amerikanischen Ursprachen ist eine Wissenschaft, welche in Amerika nicht sehr große Theilnahme findet. Es giebt kaum ein Duzend gelehrte Männer in unserem Lande, welche aus der gewohnten Bahn der klassischen Sprachen heraustreten, um die merkwürdigen und ergreifenden Grundzüge der Sprache unserer Indianerstämme mit Theilnahme zu betrachten, weit weniger dieselben zu erforschen und prüfen. Ganz verschieden, weit verschieden verhält sich die Sache in Europa, besonders in Deutschland, wo die Adelungs, ein Vater, und die Humboldt's in früheren Jahren, und eine Unzahl verdienstvoller Beobachter in der gegenwärtigen Zeit vereint dahin wirken, diesem Zweige der Völkerrunde einen wissenschaftlichen Namen und Ruhm zu sichern.

Es ist bereits 26 Jahre her, seitdem ich meine Aufmerksamkeit zuerst auf diesen Gegenstand wandte. Ich hatte damals eine Stellung an den äußersten Marken unserer westlichen Gebiete, wo verschiedene Dialekte der großen Algonquin-Familie von den Eingebornen gesprochen wurde, deren Angelegenheiten von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten meiner Obhut anvertraut worden waren. Ich bewunderte diese Sprache wegen ihrer weichen und dabei wohlklingenden Laute und wegen der Kraft, die sie besaß, ansprechende und bezeichnende Bilder und Schilderungen der großartigen Erscheinungen auf der Erde und am Himmel, sowie der mannichfaltigen Gestalten, der belebten Natur dem Geiste vorzuführen — und wegen ihrer genauen Veranschaulichung von Dertlichkeiten.

Während jener Eindruck noch frisch in meinem Gemüthe war, beschloß ich, eine Anstrengung zu machen, um mir dieselbe anzueignen. Meine Gelegenheiten zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit den Stämmen waren in Folge meiner amtlichen Stellung sehr günstig, wozu noch der Umstand kam, daß ich mich früher mit Sprachstudien beschäftigt hatte. Ich hatte von früher Jugend, schon als Schulknabe, eine Neigung zu derartigen Forschungen gehegt; indessen hätte dies Alles bei

Seite gesetzt und vernachlässigt werden mögen, wenn nicht gerade die Einsamkeit meiner Lage und meiner Abgeschlossenheit von der Welt meiner Vorliebe zu Untersuchungen im Gebiete der Sprachwissenschaft gewaltig zu Hilfe gekommen wäre. Allein ich fühlte mich ziemlich in der Lage eines Mannes, an welchen die Forderung gestellt werden sollte, eine Dampfmaschine ohne eine Schmiede oder einen Hammer zu bauen. Ich hatte in der That kein Arbeitsgeräthe.

Es gab da keine Sprachlehre — kein Wörterbuch, und so viel den öffentlichen Dienst anging, keinen Dolmetscher, der auf seinen Eid den Unterschied angeben konnte zwischen einem Zeitwort (Handlungswort) und einem Hauptwort (selbstständiges Begriffswort).

Zum Glück fand ich daselbst einen gebildeten Europäer — einen Engländer — einen Mann von gefälligen Sitten und edler Gesinnung, der in einem abenteuerlichen Leben die Tochter des erblichen Stammeshäuptlings geheirathet, und mit großer Sorgfalt eine zahlreiche Familie zum Theil in Europa erzogen und herangebildet hatte, welche alle ihre Muttersprache in ihrer Vollkommenheit bewahrten oder wieder erlernt hatten, und dabei im Englischen wohl bewandert waren.

So viel mag genügen, um für Fremde die Gelegenheit anzudeuten, welche mich veranlaßte, einen so großen Theil meiner Zeit der Erlernung der Ursprachen unsres Landes zu widmen, und am Ende den Umfang und die Gegenstände meiner Beobachtungen zu erweitern.

Ich fand, daß der Ojibwano, die Missionär-Übersetzer seiner Gegend unterstreichen gewöhnlich den letzten Vocal (Selbstlaute) um anzudeuten, daß er den Nasenlaut ng bekommen soll, oder der Chippewa-Dialekt, welcher in der Gegend des obern Sees (Lake Superior) und des äußersten oberen Mississippi ausgedehnt gesprochen wird, eine der wortreichsten, bündigsten und bestbezeichnenden Mundarten der Algonquin-Gruppe ist, und an der Spitze seiner großen Familie von Mundarten in den Vereinigten Staaten steht. Wenn gleich ihr Wortreichtum ursprünglich nicht größer gewesen sein mag, als in vielen der nahe verschwisterten Dialekte seiner Muttersprache, und wenn sie keine Grundzüge besaß, die von seinen wesentlich

abweichen, oder von den Sprachen in der Mission des Lake of the Two Mountains am Utawas-Flusse in Unter-Canada (oder Ost-Canada) auf welche sie die Franzosen früher bezogen; so ist sie doch mehr ausgebildet und entwickelt worden als irgend eine andere Mundart, und ist viel weiter verbreitet. Diese Sprache hat einen würdevollen und gemessenen Fluß, wenn man sie aus dem Munde der Eingebornen hört; sie hat einen Ueberfluß an höchst glücklichen Ausdrucksweisen und enthält keine Laute, welche für ein englisches oder gebildetes Ohr schwer aufzufassen und nachzusprechen sind. Wer vorher die Sprache der Wyandots, der Winnebagos und Siour gehört hat, der wird die Ojibwa leicht aussprechen können, ja sie wird ihm ganz italienisch klingen, im Vergleich mit jenen Kehllaut-Dialekten, worin man selten einen Lippen- oder flüssigen Laut hört. — Wegen dieser Auszeichnung, und wegen des größern Flächenraumes, in welchem die Ojibwa-Zunge vorherrscht — wegen der geringen Schwierigkeit, die verwandte Stämme in deren Erlernung finden, und folglich der größeren Zuverlässigkeit, welche Handelsleute, Reisende und alle sonstigen Klassen in dem großen Panorama der westlichen Wildniß derselben beimessen — ist sie allgemein mit dem Ehrentitel „die Hofsprache der Stämme“ belegt worden.

Im Ganzen genommen ist sie die reinste vorhandene Form der Algonquin-Sprache in den Vereinigten Staaten, und ist ein vollkommener Schlüssel zu etwa 25 andern Dialekten, welche alle in den Hauptgrundsätzen der Aussprache und den allgemeinen Gesetzen des grammatischen Baues mit einander übereinstimmen.

Der bedeutendste Unterschied welcher besteht, und Abweichungen von dem Chippewa-Muster herbeiführt, ist zu finden in der Lenno Lenape oder Delaware-Sprache, welche ohne Ausnahme ein l anstatt eines n setzt, einige andere Abwechslungen hat, und einen eigenthümlichen Gebrauch macht von mehreren Doppellautern (Diphthongen) und rollenden Selbstlautern, worin ihr der Foxdialekt sehr nahe folgt. Es giebt ebenfalls bedeutende Abweichungen sowohl im Mohegan- als Shawnese-Dialekt, worin der Laut des englischen th vorkommt, sowie in einigen anderen. Die

Lenape wird in der That von Sprachforschern als die älteste Form der Algonquin-Sprache in der Union betrachtet; obwohl sie nur die Delaware-Idiome (Spracharten) bedeutete; und sie würde ohne Zweifel an die Spitze derselben gestellt worden sein und den Namen der Familie davon getragen haben, wenn die früheren französischen Schriftsteller, welchen wir die Wahl der Gattungsbenennung verdanken, mit dem Stamm genau bekannt gewesen wären, oder eine Regel der Eintheilung nach der Geschichte oder Völker-Verwandtschaft angenommen hätten. Allein in Wahrheit hatten sie keine Gedanken hiervon, und ließen sich lediglich von Beweggründen der Bequemlichkeit leiten. Wir sind ihnen in dem Gebrauche eines reichen und ausdrucksvollen Wortes so lange gefolgt, daß es schwer sein würde, dasselbe jetzt umzutauschen wenn man es versuchte, den Namen Lenape an die Stelle von Algonquin zu setzen."

Moderne, socialistisch-musikalische Tendenzen und Luftschlösser.

Beleuchtet

von L. Kosmaln.

(Schluß.)

Außerdem ist nicht zu übersehen, daß der Verfasser sich in einen wahren Knäuel von Widersprüchen verwickelt, indem er in einem Athem erst die Musik als „die verständlichste, zugänglichste und populärste Kunst“, dann wieder „die bedeutendsten Schöpfungen in der Musik“ als „der Mehrzahl nicht verständlich, weil sie keine populäre Basis haben“ bezeichnet und aus diesem Mangel die Nothwendigkeit der „Popularisirung der Musik“ herleitet, welche durch Entcivilisation, durch Rückkehr zur Natur, zur „Ursprünglichkeit“ erzielt werden soll, zu welchem Behufe er die Musik als sehr geeignet anempfiehlt, deren Entwicklung und Popularisirung daher von größter Wichtigkeit sei.

Welche Verwirrung! welche logische Babel! — Der Verfasser verpönt erst, als der Kunst feindlich, die Civilisation und sagt gleich darauf wieder: die Musik solle die Menschen auf das Höhere vorbereiten, sie veredeln! — Als ob die Civilisation nicht das erste unerläßliche Erforderniß, nicht Haupt- und Grundbedingung aller Veredlung sei! — Er schlägt ferner als geeignetes Mittel der als erforderlich dargestellten Entcivilisation Etwas vor, was eben ein Ergebnis, ein Ausfluß der Civilisation ist: die Musik!

Was nun die „Popularisirung der Musik“ selbst anbelangt, so läßt sich dagegen, wie gegen die ganze Auffassung des betreffenden Verhältnisses, wieder Verschiedenes geltend machen.

Zuvörderst der Einwurf, daß: wenn die Musik und besonders die gute Musik nicht hinlänglich „populär“ ist und es nicht sein kann, dies nicht an der Musik liegt, sondern dem in der Natur der Sache selbst begründeten Umstande beizumessen ist, daß das Edle, das Schöne ewig nur vom verwandten Geist und Herzen gewürdigt und empfunden zu werden vermag; daß der Antheil und Anflang und somit die Geltung, die Verbreitung, die die Kunst irgendwo finden kann, immer an die Bedingungen des in den Massen vorhandenen Grades von Intelligenz und Gemüth und des davon abhängigen Kunstsinns und Gefühlsadels geknüpft ist; daß mit andern Worten der größere oder geringere Eindruck, den die Musik zu erzielen vermag, stets durch die so unendliche Verschiedenartigkeit des Naturells der Hörer wie durch das Maß von Empfänglichkeit, welches ein Jeder zum Verständniß und zur Empfindung ihrer Schönheiten mitbringt, bestimmt sein wird. Diese Verschiedenartigkeit oder vielmehr Ungleichheit der Wirkung der Kunst auf die Menschen ist, wie gesagt, etwas so Natürliches und eine so bekannte Sache, daß es Niemand einfällt, den Grund dieser Erscheinung erst nachweisen und legtern als etwas Auffälliges besonders hervorheben zu wollen.

Es versteht sich ganz von selbst, daß ein und dasselbe Tonstück auf Personen von verschiedener Bildungsabstufung einen ganz verschiedenen Eindruck äußern muß, wie es denn in der Wirklichkeit oft genug vorkommt, daß eine Composition, z. B. eine Beethoven'sche Sonate, die den ge-

bildeten Hörer entzückt, am gemeinen Mann spurlos vorübergeht; ein anderes Musikstück, etwa der erste beste Kavalleriemarsch, dagegen den letztern im höchsten Grade elektrisirt, während es im erstern kaum irgend ein Interesse zu erwecken vermag. „Wer freilich“, sagt A. Kahlert in seiner Aesthetik, „immer wieder mit der verbrauchten Ansicht: „daß das vollkommenste Musikstück für alle Menschen gleichen Werth haben müsse,“ vortritt, fordert Thörichtes, da so wenig ein Malaye oder Hottentotte die Perspektive einer Ruysdäl'schen Landschaft erkennen wird, die ihm vielleicht wie eine fleckige Tafel vorkommt, eben so wenig er an einem Gluck'schen Chore oder an einem Mozart'schen Adagio irgend einen Genuß haben kann“ u. s. w.

Eben so wenig aber, als die Musik dafür kann, daß sie nicht auf Alle gleiche Wirkung zu äußern im Stande ist, ist es der Civilisation zur Last zu legen, daß sonach die Macht und Gewalt der Musik keine völlig unbedingte und unbegrenzte ist. Allein selbst angenommen, daß eine allgemeine Popularität der Musik zu erzielen wäre, würde nicht der, von jeher als erste Regel anerkannte und von den ersten Kunstgeistern stets zur unabweichlichen Richtschnur angenommene Grundsatz: daß die wahre, echte, die edle Kunst sich nie zu Zugeständnissen an den herrschenden Tagesgeschmack verstehen, nie sich zum Bildungsstandpunkt der Menge herablassen darf, daß sie vielmehr die letztere zu sich hinauf zu ziehen suchen muß, dadurch verletzt, wo nicht völlig umgestoßen? Indes, läßt man auch diesen, vielleicht den erheblichsten Einwand ganz auf sich beruhen, so schließt schon die gleichzeitige Verbindung der Zumuthung der „Popularität der Kunst“ mit der „Veredelung“ durch die Kunst an sich einen entschiedenen Widerspruch in sich.

Das „Edle“, das „Höhere“, auf welches „die Musik den Menschen vorbereiten“ soll, kann, wie soeben erst nachgewiesen worden, nie „populär“ werden; das „Populäre“ dagegen wird niemals das Edle, Höhere im eigentlichen Sinne des Wortes sein. Entweder, die Kunst bleibt — unbeirrt und unberührt durch schnell wechselnde Tagesgunst — unverwandt ihrem hohen Beruf: die Schönheit und Höheit des Ideals in möglichster

Reinheit und Vollendung zur Erscheinung zu bringen und dadurch zur allgemeinen menschheitlichen Veredelung das Ihrige beizutragen, getreu und verzichtet damit von vorn herein auf jede eigentliche „Popularität“, oder sie steigt von ihrem hohen Biedestal herab, sie läßt sich bei ihren Hervorbringungen einzig nur von einem Zwecke, einem Streben, dem nach Popularität, leiten und begiebt sich dadurch folgerichtig der Möglichkeit jeder „höhern, veredelnden“ Einwirkung auf das Volk. Die gleichzeitige Vereinigung beider entgegengesetzten Richtungen ist eine reine Unmöglichkeit; „Popularität“ und „Veredelung“ in der speciellen hier zur Anwendung kommenden Beziehung und der dadurch zwischen beiden bedingten Gegensätzlichkeit sind zwei sich nach Sinn und Ziel einander ausschließende Begriffe.

Auch hinsichtlich des besondern Gewichtes, das Herr Th. Hagen auf die „Einführung von Volksliedertafeln“ legt, dürften mancherlei Zweifel und Bedenklichkeiten erhoben werden können. Es ist nemlich sehr die Frage, ob die vielen in neuerer Zeit entstandenen Liedertafeln, Gesangvereine u. dgl. gerade so besonders günstig auf Erweckung des Kunstsinns eingewirkt haben; vielmehr drängen die täglichen Erfahrungen in dieser Beziehung beinahe zu der Ansicht, daß die hierdurch eingetretene Steigerung der musikalischen Consumtion der Frische der Empfänglichkeit für die Kunst bedeutend Abbruch gethan und das früher bei spärlicherer Zugänglichkeit musikalischer Genüsse dafür vorhandene rege Interesse bedeutend vermindert habe. Jedenfalls sind bereits Mittel und Gelegenheiten, als z. B. Gesangvereine, Gesangschulen, Liedertafeln u. s. w. zur Erweckung des musikalischen Interesses und zur Vervollkommnung musikalischer Bildung genug vorhanden, als daß es zu diesem Zweck erst noch der Errichtung besonderer „Volksliedertafeln“ bedürfte, wogegen sich andererseits noch der vielfach durch die Erfahrung gerechtfertigte Einwand geltend machen läßt, daß, wo der musikalische Sinn von Hause aus einmal fehlt, er auch durch „Volksliedertafeln“ nicht erzeugt werden wird.

In Betreff endlich der Mahnung, „sich den verderblichen Einflüssen der Civilisation zu entziehen, um wieder ursprünglich zu werden“, würde

sich's zuerst doch fragen, ob und auf welche Weise denn der Entwicklung des menschlichen Geistes, überhaupt die Welt, sich so ohne Weiteres zurückschrauben lassen möchte; ob denn die kühnsten und glorreichsten Eroberungen des erstern so nach Willkür wieder ungeschehen zu machen, so zu sagen, die erhabensten und staunenswürdigsten Stellen im großen Werke der Menschheit sich wieder möchten ungeschehen machen lassen und wozu dann wohl die Menschen Jahrhunderte lang um ihr bischen Kultur sich's haben sauer werden lassen, wenn sich des Verfassers Ansicht wirklich bestätigen, wenn es so entschieden erwiesen sein sollte, daß alle Civilisation, alle Bildung und alles Wissen nicht bloß überflüssig, sondern selbst verderblich, und daß der reinsten Naturalismus, „die keuschesten Unwissenheit“ der uns angemessenste und erspriechlichste Zustand sei.

Jedenfalls möchte der letztere Punkt erst in reifliche Ueberlegung zu ziehen, sowie zur Ermittlung des geeignetsten hier einzuschlagenden Wegs es rathsam sein, vorher die Stimme eines alten Praktikers, etwa Voltaire, zu hören, der über einen ähnlichen, von J. J. Rousseau gemachten Vorschlag: „in den Naturzustand zurückzukehren und sich den entkräftenden Verfeinerungen einer übertriebenen Kultur zu entziehen“ — sich ungefähr folgendermaßen vernehmen ließ: „Er (Rousseau) möge in dieser Sache immerhin thun, was ihm gut und recht dünke und was er, vom Geist getrieben, nun einmal nicht lassen könne; was dagegen ihn (Voltaire) beträfe, so bedauere er, nicht mit von der Partie sein zu können; man könne ihm, einem schwachen, hinfälligen Greise, doch unmöglich zumuthen, auf seine alten Tage noch wieder wie das liebe Vieh auf allen Vieren herumzukriechen.“

Der Verfasser läßt nun seinen mit humanistisch-socialistischen Tendenzen Hand in Hand gehenden musikalisch-reformatorischen Ideen in einer längeren Besprechung der heutigen Tanz-, Straßen- (sic!), Militär-, Kirchen- und dramatischen Musik, wobei die zahlreichen, in diese einzelnen Kunstgattungen eingeschlichenen Uebelstände, überhaupt die gesammten betreffenden Zustände sehr schlecht wegkommen, freien Lauf; er träumt und phantastirt von einer förmlichen musikalischen Propa-

ganda, welche in gar nicht so fern liegender Zeit eine völlige Ueberschwemmung, eine allgemeine, sich bis in die entlegensten Kreise der menschlichen Gesellschaft, nach allen Richtungen, Beziehungen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens hin erstreckende Invasion das Dorf und Stadt, Salon und Kirche, die Hütte wie den Palast u. gleichmäßig durchdringenden musikalischen Elements herbeigeführt haben wird.

Sauve qui peut! Armer Sterblicher, der du vom lärmenden Gewühl, von den überfeinerten Genüssen und künstlichen Zerstreuungen der Stadt ermüdet, sehnsüchtig „hinaus auf's Land“ eilst, um dort „am Busen der Natur“ in glücklicher Zurückgezogenheit einige Momente der Ruhe und der Erholung zu genießen, wie sehr wirst du künftig in diesen idyllischen Erwartungen dich getäuscht, wie wenig wirst du fortan dort deine Rechnung finden!

Denn mit der Einführung der von Th. Hagen beabsichtigten „musikalischen Institutionen auf dem Lande“ ist für immer jene traditionelle „ländliche Stille“ und Einsamkeit von der Erde verschwunden, ist die süße Einfalt, die kunstlose Einfachheit und Naivität ländlicher Zustände ganz und gar zur Fabel geworden. Statt ihrer kann man hinfort mit Sicherheit annehmen, auf jedem Dorfe, in jedem, auch dem kleinsten Flecken auf ein „Musikconservatorium“ oder eine „Kunstakademie“ zu stoßen, worin Jedermanniglich der heiligen Cäcilia vocaliter oder instrumentaliter zu huldigen nach Kräften beflissen ist, so daß es Verblendung wäre, nach solcher gänzlichen Umgestaltung der Dinge noch zu wähnen, vor der lästigen, in den Städten grassirenden Melomanie „auf dem Lande“ geborgen zu sein, auf dem Lande, wo fortan, Dank den kühnen Reformen des Verfassers von „Civilisation und Musik“, in jeder Hütte, hinter jedem Baune, die zartesten und regsten Sympathieen, der geläutertste Kunstsinne sich vorfinden, wo die tiefsten Mysterien, die höchsten Wunder der Kunst den Leuten so geläufig wie das Einmaleins oder das ABC geworden sind und wo man demnach gewärtigen kann, nicht nur die ganze Atmosphäre mit musikalischen Elementen geschwängert zu finden, sondern auch in jedem,

auch dem harmlosesten Sohne der ländlichen Fluren eine singende, geigende oder blasende Seele oder gar einen Componisten, und zwar einen echten „Naturcomponisten“ vom reinsten Wasser zu entdecken.

Aber Th. Hagen's musikalisch-propagantistische Pläne erstrecken sich, wie schon bemerkt, nicht bloß auf's Land und seine Bewohner und Besteller, sondern sie umfassen mit gleicher Liebe die Fabrikverhältnisse, die militär-musikalischen Zustände etc.; sie steigen auf die Straßen hinab, suchen das Proletariat in seinen Höhlen und Spelunken auf und ergehen sich in allerhand scharfsinnigen Vorschlägen, die alle auf den einen großen Hauptzweck der allgemeineren Zugänglichkeit und Verbreitung der Musik hinauslaufen. Sind diese Vorschläge nur erst zur Verwirklichung gediehen, dann, es ist gar kein Zweifel, dann werden Innigkeit und Enthusiasmus nicht länger aristokratisch-ausschließliche Prerogative der Erziehung und Bildung, sondern gar bald gangbare Straßenartikel sein; das feinste musikalische Gefühl wird auch in der Kaserne und in der Wachtstube, sowie die sublimste überschwänglichste Kunstschwärmerie nicht nur unter den Heuschobern des schlichten Landmanns, sondern auch in der Manjarde des Fabrikarbeiters sich offenbaren und der dadurch allmählig herbeigeführte allgemeine menschliche Veredelungsprozeß immer mehr und mehr um sich greifen, bis die Menschheit zuletzt gar nichts mehr an sich zu veredeln finden und mit vollen Segeln direkt in den Hafen der Vollkommenheit einlaufen wird.

Schon gelegentlich der Empfehlung besonderer „Volksliedertafeln“ wurde darauf hingewiesen, daß die vergrößerte Anzahl derartiger Anstalten der Sache der Kunst keineswegs so besondere Dienste geleistet, vielmehr die dadurch herbeigeführte musikalische Uebersättigung eher Laueheit und Indifferenz zur Folge gehabt habe.

Was nun dort vom Einzelnen, vom speciellen Fall gegoten, läßt sich hier auf's Allgemeine, auf das ganze Verhältniß der Kunst zum Leben überhaupt anwenden und etwa in folgenden, eines der wichtigsten künstlerischen Principien in sich schließenden Worten zusammenfassen:

„daß die zu ausgedehnte Verallgemeinerung und Verzugänglichung der Kunst“,

wobei es auf eine Art tagtäglich-regelmäßiger, geistiger Abfütterung der Massen „nach der Uhr und nach der Schnur“ abgesehen und wobei die Kunst nothwendig zur Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit, zum recht eigentlichen „Gemeingut“ herabsinken, so zu sagen zum „Hans an allen Ecken“ werden muß:

„ganz und gar ihrer Bestimmung und ihrer Würde und Höhe widerspricht.“

Sollen letztere aufrecht erhalten werden (was doch wohl das erste Ziel aller echten künstlerischen Bestrebungen sein und bleiben muß), so muß die Kunst vielmehr stets eine exceptionelle, seltene, wie das Glück nur in einzelnen außerlesenen Momenten uns umschwebende Erscheinung, gewissermaßen die über unserm Leben thronende und nur von Zeit zu Zeit es mit überirdischem Glanze verklärende, himmlische, hohe Göttin bleiben, darf sie nie zur irdisch-gemeinschaftlichen, zur tagtäglichen und somit allezeit zugänglichen Begleiterin und Vertrauten werden. Sie, die demnach nicht das „tägliche Brod“, nicht des Geistes gewöhnliche „Leibesnahrung und Nothdurft“, sondern das ätherische Desert auf dem Tische des Lebens, die nicht irdische Speise, sondern himmlische Würze, nicht die gemeine irdische Hauslampe, sondern die göttliche, auf dem Altar unsers bessern Selbst erlodernde Naphthaflamme sein soll, zu materiellen, irdisch gemeinnützigen Zwecken verwenden und die Kunst dadurch aus ihrer poetischen Höhe in die niedere Sphäre prosaischer Alltäglichkeit herabziehen wollen, möchte daher ungefähr ebenso passend erscheinen, als wenn man Nectar aus massiven, voluminösen Bierkrügen trinken, Ambrosia in irdisch starken Portionen etwa wie derbe, gemeine Hausmannskost zu sich nehmen wollte.

Skizzen aus Schleswig-Holstein.

Von
Ernst Willkomm.

I. Holsteiner Land. Eckernförde. Die Fregatte „Gefion“ und das Brack „Christian VIII.“

Auf dem Kieler Bahnhofe zu Altona wimmelte es von deutschen Kriegern aller Stämme. Hier konnte man binnen einer Viertelstunde mehr Variationen in deutscher Zunge erklingen hören, als sonst in Jahren. Der Baiern ging Arm in Arm mit dem Sachsen, der Schwabe mit dem Preußen; Kurhessen, Darmstädter, Nassauer plauderten vertraut und herzlich mit den hochgewachsenen Söhnen aus Angeln und den frischen Küstenstrichen. Dieses heitere, lebensvolle Bild deutscher Volkseinigkeits- und Stammesfreundschaft war kein gemachtes, kein anbefohlenen, es war das natürliche Ergebnis brüderlichen Zusammenlebens unter dem schwarz-roth-goldenen Banner, das als Symbol unseres erwachten National-Bewußtseins über der Eingangshalle des Bahnhofes flatterte. Dieses Schwarz-Roth-Gold, in manchen Gauen Deutschlands schon wieder eine halb verpönte, wo nicht gar zur Mythe gewordene Farbe, gewinnt hier im Norden erst Bedeutung. Für die Herzogthümer sind es die Nationalfarben. Man sieht sie wehen von allen Häusern, auf einsamen Höfen der Oese, auf der Strohhütte des Telegraphen-Wächters und auf den höchsten Zinnen der Kirchtürme. Hier keine deutsche Kokarde am Hut zu tragen, würde man für eine Schande halten. Dieses Festhalten an dem Banner der Freiheit von 1848 verdanken die Herzogthümer ihrem Kampfe mit Dänemark. Es ist eine alte, unumstößliche und immer von Neuem sich bewährende Thatsache, daß Schwerterklang und Kanonendonner selbst widerstrebende Elemente einigen, einander suchende aber schnell auf's innigste verbünden. Gründlicher, fester, dauernder als der Krieg hätte die Schleswig-Holsteiner nichts mit Deutschland verknüpfen, nichts sie für ewige Zeiten weiter von Dänemark losreißen können.

Unter dem Gesange „Schleswig, Holstein, meerumschlungen“ ging der Zug ab. Es ist der

National-, der Schlachtgesang der Schleswig-Holsteiner geworden. In Neumünster trennen sich die Schienenwege. Unsere militärischen Begleiter gingen seitwärts nach Rendsburg, wir Anderen rollten weiter nach Kiel. Schon auf diesem Fluge durch's holsteinische Land leuchtet auch dem Nichtmilitär ein, wie schwer hier es sein muß, durch große Massenbewegungen gegen den Feind zu operiren. Schlachten im gewöhnlichen Sinne sind hier geradezu unmöglich, nicht, weil das Terrain von Natur ein ungünstiges ist, sondern weil man es durch die hier zu Lande übliche Feldbebauung dazu gemacht hat. Jeder einzelne Acker Land, jedes Wiesenstück, es mag groß oder klein sein, jede Waldung ist eingefast von lebendigen Hecken, die man auf bisweilen mehren Fuß hohen Erdbämmen anlegt, sorgfältig pflegt, wohl auch von Zeit zu Zeit der Holznutzung wegen köpft. Vor oder hinter diesen zahllosen „Knicken“ läuft ein häufig mit Wasser angefüllter Graben, der, wenn auch schmal, das Uebersteigen eines solchen Knickes doch sehr erschwert. In einem Lande, das auf die angedeutete Weise durch zahllose, kleine, natürliche Verhaue geradezu unzugänglich gemacht worden ist, können geschlossene Heerhaufen wenig ausrichten. Die Kriegsführung bleibt hier nothwendig beschränkt auf Vorposten- und Plänkler-Gefechte, auf Ueberrumpelungen und ähnliche Scharmügel. Kavallerie und Artillerie auf solchem Terrain anwenden zu wollen, hieße dieselbe mit wenigen Ausnahmen muthwillig der Vernichtung Preis geben; wenigstens lassen sich keine Manöver damit ausführen, denn über einen geschlossenen Knick sind Geschütze nun und nimmermehr zu transportiren.

Kiel, das ich belebt fand, und dessen Lage an einem schmalen Busen der Ostsee mit freundlichen Hügel-Umgebungen einen sehr gefälligen Eindruck macht, dieses Kiel weiß den Krieg zu seinem Vortheil auszubeuten. Die glänzende Waffenthat bei Eckernförde führt zahllose Fremde nach Kiel, von wo deren Weiterbeförderung den Wagen- und Pferdebesitzern dieser Stadt anheim gegeben ist. Man kann sich denken, wie dieses glückliche Ungefähr von Geld-Spekulanten ausgebeutet wird und wie übel der Reisende dabei wegkommt. Es ward mir versichert, daß in den ersten zehn bis

zwölf Tagen nach der Eckernförder Affaire ein Wagen von Kiel nach diesem Orte mit zwanzig Thälern bezahlt worden sei.

Kiel besitzet zwölf Kanonenboote, von denen zwei im Hafen dicht vor der Stadt lagen; die übrigen zehn bewachen den Eingang zur Bucht, vor deren Mündung in weiter Ferne ein paar dänische Kriegsschiffe kreuzten. Der Däne hütet sich wohl, holsteinischen Kanonen auf Schußweite nahe zu kommen. Das Schicksal seines heißgeliebten „Christian“ hat ihm den Geschmack an deutschen Kugeln gründlich verdorben.

Auf halbem Wege zwischen Kiel und Eckernförde liegt Gottorf, gegenwärtig das Hauptquartier des Herzogs von Coburg, welcher den Oberbefehl über die zur Deckung der Häfen beider Städte in diesem Landestheile stationirten Truppen führt. Meiningische, gothaische und reussische Linientruppen nebst zwei Schwadronen Hanseaten und einer nassauischen Batterie stehen unter seinem Commando. Bald hinter Gottorf wird die bis dahin ziemlich flache Gegend durch reizende Buchenwäldungen und sanfte Erhebungen romantischer, die Bucht von Eckernförde blinkt durch das Grün der Bäume und gestattet hin und wieder einen Blick auf die blauen Fluten der Ostsee.

Die Maisonnette beleuchtete die rothen Ziegeldächer des kleinen Hafens, sanft murmelnd brach sich die Brandung am flachen Sandufer, und wie im tiefsten Frieden arbeiteten die Landleute auf Feld und Wiese. Unfern des Strandes war reges Leben. Kleine Fahrzeuge in Menge fuhren ab und zu und umschwärmten wie Raubvögel einen Punkt in der Bucht, der durch schwarze, aus dem schimmernden Meeresblau hervorragende Gegenstände besonders kenntlich ward. Es waren die Ueberreste vom Rumpfe „Christian's VIII.“

Eckernförde erinnerte mich lebhaft an Helgoland. Niedrige, meist einstöckige Häuser, glänzend weiß getüncht, die Straßen eng, aber reinlich, am sandigen Strande trocknende Netze, die Luft geschwängert mit dem eigenthümlichen Arome des Seetanges: so glebt es sich ganz als nordisches Seestädtchen. Hart an der nach Kiel führenden Chaussee liegt die historisch gewordene Süd-Batterie, die man jetzt bedeutend verstärkt und durch ein bombenfestes Blockhaus in eine kleine Festung

umgewandelt hat. Die schwarzen Mündungen ihrer erprobten Kanonen sehen ernst hinaus auf die See. Links von der Straße, der Süd-Batterie gerade gegenüber, zieht sich eine Reihe niedriger Sandhügel hin, deren höchster eine Redoute nebst Blockhaus trägt. Sowohl hier wie in den Batterien flaggten deutsche Fahnen. Diese Redoute ist bei dem Angriffe der Dänen am 5. April d. J. von höchster Wichtigkeit gewesen und hat wohl zum großen Theil ihre Niederlage mit herbeiführen helfen. Die Kriegsschiffe richteten nemlich ihr Feuer vorzugsweise gegen diese hochgelegene, gar nicht armirte Redoute und durchfurchten mit zahllosen Kugeln die dahinter befindlichen Saatsfelder, wie man heute noch sehen kann. Dieses hartnäckige Feuer der Dänen auf einen ganz unschädlichen Punkt ist ebenso unbegreiflich wie vieles Andere bei der Affaire des 5. April. Wer abergläubisch ist, könnte wirklich verführt werden, hier an Vorausbestimmung zu glauben. Sonderbar, aber constatirt ist es, wie mir einstimmig mehre Offiziere erzählten, die dem Kampfe beiwohnten und später Gelegenheit hatten, mit gefangenen Dänen zu sprechen, daß, als Baludan der Mannschaft des „Christian“ den Tagesbefehl vorlesen wollte, er das Papier erst nach langem Suchen auffand, daß man durch ein unbegreifliches Versehen zuerst die Trauer-Flagge aufhißte, und als man den Irrthum bemerkte, nur mit Mühe und nicht ohne Beschädigung die große Orlogs-Flagge aufziehen konnte, indem sich dieselbe mehrfach im Tauwerk verwickelte. Möglich, daß schon dieses einen niederschlagenden Eindruck auf die Mannschaft machte und ihr für ein Vorzeichen gewissen Unterganges galt.

Schon gegen Mittag soll, so behauptet man hier allgemein, „Christian VIII.“ gebrannt haben. In zehn bis zwölf Booten umschwärmten die Dänen ihr eigenes Schiff, um von außen den Heerd des Feuers zu suchen, den sie im Innern nicht entdecken konnten. Die Deutschen fürchteten um diese Zeit eine Landung und erwarteten ahnungsvoll die kommenden Dinge. Allein die Dänen nagelten Blechkapseln über die Löcher, welche die tapfern deutschen Kanoniere durch ihre vorzüglich gerichteten Geschütze den beiden Kolossen beigebracht hatten, stiegen wieder an Bord und

stellten bald darauf die eben so unbegreifliche als thörichte Forderung, unbehindert die Bucht verlassen zu dürfen, widrigenfalls sie die Stadt bombardiren würden. Diese trotzig Drohung verrieth den Vertheidigern Eckernförde's die Schwäche des Feindes. Es war der Troß der Verzweiflung, die letzte Kraftanstrengung vor dem sichern Untergange.

Die Fregatte „Gefion“, der beste Schnellsegler in der ganzen dänischen Marine, war schon vor dem begehrten Waffenstillstande vollkommen kampfunfähig gemacht. Die wohlgezielten Kanonenschüsse der Süd-Batterie hatten ihre Besatzung decimirt und dieselbe so entmuthigt, daß sie dem Kapitän den Gehorsam aufkündigte und sich weigerte, den Kampf fortzusetzen. Man findet dies erklärlich, wenn man das eroberte Schiff besteigt und die Verwüstung genauer betrachtet, welche die deutschen Kugeln angerichtet haben.

Die „Gefion“, jetzt „Eckernförde“ umgetauft, liegt völlig abgetakelt mit gestumpften Masten nahe bei dem Städtchen vor Anker. Die außerordentliche Zuvorkommenheit der Behörden gestattet bereitwilligst jedem Fremden, das Schiff zu besuchen, das jetzt unter Kapitän Donner's Commando steht. Ich habe schon manches Kriegsschiff gesehen, eine solche Eleganz im Baue, solche Grazie und Schlantheit der Form, solche Solidität und Pracht ist mir noch nie vorgekommen. Einem Seemann von altem Schrot und Korn muß das Herz vor Freude hüpfen beim Anblick dieser Brise. Ein solcher führte mich herum und theilte mir manche Details über den Kampf mit, der unvergeßlich bleiben wird in der Geschichte der Herzogthümer Schleswig-Holstein.

Die „Gefion“ hat eine Länge von 160 Fuß. Sie führte 20 Kanonen auf dem oberen, 28 auf dem Zwischen-Deck, alle vom schwersten Kaliber. Ausrüstung, Verproviantirung und alles, was theils zum Comfort des Seemanns-Lebens, theils zur Verpflegung der Mannschaft auf Kriegsschiffen gehört, war, wie sich nach der Eroberung zeigte, in größter Vollkommenheit vorhanden. Noch heute zehrt die deutsche Besatzung von dänischen Mundvorrathe und legt sich namentlich an dem dänischen Biere, das sich in ansehnlicher Menge an Bord vorfand.

Es giebt Glücks- und Unglückstage im Leben Einzelner, wie ganzer Nationen. Zu dieser Ueberzeugung würde auch der Zweifelsüchtigste bei einem Besuche auf der „Gefion“ kommen. Mein Führer, ein alter Seewolf, der sich auf allen Weltmeeren herumgetrieben hatte, sprach es zu wiederholten Malen aus, daß namenloses Glück die deutschen Waffen begünstigt, grauenvolles Unglück die Dänen vom ersten Schusse an verfolgt habe. Nie ward der Uebermuth eines Feindes härter bestraft, nie der Stolz einer seemächtigen Nation tiefer gedemüthigt.

Schon vom Lande aus sieht man die Kugelmale im schwarzen Leibe des Schiffes; einen Begriff von ihrer Wirkung bekommt man erst bei genauer Besichtigung. Die Fregatte hat in Rumpf und Masten gegen 150 Kernschüsse erhalten. Die Verwüstungen einzelner Kugeln, und zwar meistens der kleineren, gränzt fast an das Fabelhafte, erklärt aber auch, wie die entmuthigte Mannschaft zu dem Entschlusse gebracht werden konnte, die Flagge zu streichen. Kugeln, welche durch mehr als fußdicke Pfosten des festesten Eichenholzes dringen mußten, rissen noch eiserne Klammerbalken von drei Zoll Stärke nebst mehren Bolzen ab, die fünf bis sechs Zoll tief in den Schiffswänden staken. Die kolossalen Rippen der Fregatte, die Tragbalken des oberen Deckes, die Galerieen der Borde — irre ich nicht, „Schanzen“ in der Seemannssprache genannt, die Verschalungen der Luken, Masten, „Tape“ und „Wanten“, Alles ist dermaßen zerschossen, daß man sich wundern muß, wie das Schiff so furchtbare Verwundungen doch überdauern konnte.

Man hat gesagt, ein Zeitraum von sechs bis acht Wochen werde hinreichend sein, das eroberte Schiff wieder seehaltig und kampffähig zu machen — dies gehört zu den irdischen Unmöglichkeiten. Seehaltig allerdings ist die Fregatte, da kein Schuß tiefer eingeschlagen hat, als sie in See geht. Es sind aber eine so große Menge der wichtigsten Schiffsglieder zerschossen, die nicht bloß ausgebessert, sondern auf's Neue wiederhergestellt werden müssen, daß gewiß hundert tüchtige Schiffszimmerleute mehre Monate Arbeit haben, um damit zu Stande zu kommen. Außerdem muß das Schiff ganz neue Masten bekommen, ehe es wieder

ohne Gefahr in See gehen kann. Auch die Wanten müssen theilweise ganz durch neue ersetzt werden, namentlich die des Fockmastes, die auf der einen Seite völlig unbrauchbar geworden sind. Unverlezt ist nur das Steuerruder, gerade der Theil des Schiffes, von dem es Anfangs hieß, daß sein Verlust Veranlassung zur Uebergabe gewesen sei.

Den Anblick der Geseion nach Beendigung des Kampfes konnten mir Augenzeugen nicht entseztlich genug beschreiben. Ueber 40 zerrissene Leichname und mehr als 50 schwer Verwundete lagen unter Deck in einer zwei Zoll tiefen Blutlache. Die unglücklichen Menschen waren froh, als das Feuer schwieg, da sie zu der Ueberzeugung gelangten, daß sie nutzlos hingeschlachtet würden.

Ueber die Entstehung des Feuers auf dem Linienschiffe sind mancherlei einander widersprechende Gerüchte im Umlauf. Während Diese den Brand einer glühenden Kugel der Süd-Batterie zuschreiben, behaupten Andere, das Feuer sei von den Dänen selbst angelegt worden, um das Schiff nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Ein schwedischer Offizier, derselbe, von dem es hieß, er habe das Glück gehabt, bei der Explosion durch ein kaltes Meerbad mit dem Leben davon zu kommen, während er, um dem Feuer-tode zu entgehen, sich freiwillig in's Meer stürzte und durch Schwimmen rettete, wird von Einigen als Urheber des Brandes bezeichnet. Die ganze Wahrheit wird sich nie ermitteln lassen, obwohl es wahrscheinlich ist, daß die glühenden Kugeln die nächste und wohl auch einzige Ursache der späteren Explosion gewesen sind.

Gekernförde hat auch bei diesem furchtbaren Ereignisse wunderbares Glück gehabt. Einige zerbrochene Fensterscheiben sind der einzige Schaden gewesen, den Christian's VIII. Aufstiegen machte, während in stundenweit entfernten Orten Thüren und Fenster aussprangen und selbst in dem drei Meilen entfernten Schleswig die Erde so stark erzitterte, daß Viele einen Erdstoß vermutheten.

Der Besuch auf dem jetzt freilich schon sehr zerstörten Brack wird eigentlich nicht mehr gestattet. Mich hinderte nicht das Verbot, sondern ungünstiger Wind daran. Plötzlich aufspringender scharfer Ost jagte die Wogen hochschäumend über die Trümmer und machte jede Annäherung an

die gefahrdrohende Stelle unmöglich. Die Brandung rollte Schiffsplitter, zerstoßenen Hausrath, zerrissene Segel an's Ufer und bedeckte weithin den Strand mit Millionen Holztheilchen, die von der Gekernförder Jugend eifrig gesammelt und zum Theil für einige Schillinge an Fremde verkauft wurden, von denen Jeder gern ein Andenken an den wunderbaren Sieg vom 5. April mitnimmt.

Von den 84 eisernen Kanonen des „Christian“ hat man bis jetzt erst 12 bergen können; doch hofft man, aller nach und nach habhaft zu werden. Die kolossale vergoldete Statue Christian's VIII., welche den Bug des Schiffes schmückte und ihm den Namen gab, ist ziemlich wohlerhalten aufgefunden worden. Man hat sie in der Festung Mendsburg aufgestellt.

W e g s c h e i d e r.

Julius August Ludwig Wegscheider hat das Haus der deutschen Theologie für den Geist Kant's ausgeweitet und durch die rationale Behandlungsweise derselben zuerst jenem allgemeinen Prinzip, welches die Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft stellt, Geltung verschafft, wie sein Freund und Verwandter Gesenius die historisch-kritische Richtung Semler's fortsetzte.

Wegscheider war am 17. September 1771 zu Kübbelingen im Braunschweigischen geboren und studirte in Helmstedt. Er war dann eine Zeit lang Repetent in Göttingen, später Professor in Rinteln und wurde nach Aufhebung dieser Universität 1810 als ordentlicher Professor nach Halle versetzt. 1815 erschien sein wichtigstes Werk: Die „institutiones theologicae.“ In das Jahr 1830 fallen die berühmtesten Angriffe auf die akademische Lehrfreiheit, welche mit Denuncationen von Wegscheider und Gesenius ihren Anfang nahmen und damals noch ohne Erfolg blieben. Bekannt ist ferner, daß den in Deutschland studirenden Ungarn von Wien aus jahrelang der Besuch der Universität Halle verboten war, weil von dort

aus Wegscheider'sche Theologie den Meinungen der auf den Haiden dieses Landes und in den Karpathen zerstreuten Pfarrern jene entschieden rationalistische Färbung gab, die bei den älteren Herren dort noch vorherrscht, während namentlich die slavische Jugend sich der Orthodoxie und, vielleicht wegen ihrer nationalen Verbindungen, selbst dem Mysticismus zuneigt. Wenn nun aber auch Wegscheider's Entfernung aus dem akademischen Lehramte mißlungen war, so sollte er doch noch als Greis im December 1846 bei der Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums die Erfahrung machen, daß er, und zwar damals vielleicht mehr als im Jahre 1830, eine mißliebige Person sei: denn er ging jetzt, wie Dr. Schwarz in einer an ihn gerichteten Ansprache sagte, „mit ruhigem Lächeln vorüber an den Bürden und Ehren, welche neben der Wissenschaft liegen und neben dem beseligenden Genuße des akademischen Lehramtes.“ Anstatt eines Ordens traf ein verlegendes Gratulations schreiben des Ministers Eichhorn ein, welches er mit einem für den Nationalismus charakteristischen Schreiben beantwortete. Dahingegen wurde zu der glänzenden zweitägigen Feier nicht allein aller akademische Pomp mit seinen auf Pergament gedruckten Diplomen, seinen glatten lateinischen Beglückwünschungen, Adressen und solennen Fackelzügen aufgeboten, es legte nicht nur die Wissenschaft von nah und fern nach alter Sitte in mancherlei Dedicationen und Sendungen dem Jubilar ihre neuesten Früchte zu Füßen, sondern, wenn schon die Universität Halle und andere Hochschulen um eines berühmten Namens willen weit mehr als das Gewöhnliche gethan hatten, so gesellten sich dazu auch noch Festlichkeiten von Seiten der aufgeklärten hallischen Bürgerschaft, welche wir theilweise wohl als eine Demonstration gegen das Ministerium Eichhorn zu betrachten haben. Es war damals die unheimliche Zeit, wo in Preußen das Versammlungsrecht in Frage gestellt wurde, von dem die Hallischen Lichtfreunde einen, wenn auch häufigen, doch sonst jedenfalls nur mäßigen Gebrauch gemacht hatten. In dieser Zeit der politischen Schwüle, welche dem Zusammentreten des ersten Vereinigten Landtages vorherging, flüchtete sich der bei der Halle'schen Bourgeoisie einmal rege

Geist der Oeffentlichkeit und das Bedürfnis des Gedankenaustausches in politisch-religiösen Dingen hinter mit reichen Mahlzeiten besetzte Tafeln, man feierte auf der in alten Studentenliedern unter dem Namen der Schürze bekannten „Traube“ bei Giebichenstein das Gedächtnis großer Verstorbenen, wie Hutten's, Schiller's, und brachte umfangreiche Reden in die bescheidene Form von Toasten. Wie hätte man nun damals nicht auch die Gelegenheit ergreifen sollen, das Fest eines Mannes zu feiern, dessen Name bereits in der Geschichte der deutschen Wissenschaft für immer seinen Platz gefunden hatte, und der doch bei dem Feste noch Rede und Antwort geben und zu den Versammelten ein Wort der Ermunterung sprechen konnte? Pastor Uhlich, damals noch der Reiseprediger der Provinz Sachsen mit dem Regenschirm unter dem Arm, überbrachte im Auftrage der „nördlich vom Petersberge wohnenden Geistlichen“ einen silbernen Pokal, welcher den Wahlspruch des Jubilars: fiat lux, als Aufschrift und auf dem Deckel die Worte enthielt: „dem würdigen Meister dankbare Schüler.“

Alle die zahlreichen Geistlichen nemlich, welche sich zu dem Kreise der protestantischen Freunde rechneten, betrachteten Wegscheider als ihren Lehrer und Meister, und ihre Führer, Uhlich und König, stellten stets den Angriffen und Zumuthungen der Regierung das Argument entgegen, daß sie sich zu demselben Rationalismus bekenneten, „den in Halle 1817 Wegscheider lehrte.“ Der Unterschied zwischen ihm und diesen seinen Schülern bestand nun eben darin, daß sie das, was er durch fortgesetzte Studien immerfort auf's neue zu begründen suchte und in stillen Hörsälen entwickelte, in den Resultaten auf den Markt trugen und mit ihrem ländlichen Unternehmungsgeiste ausbeuteten, wodurch Kämpfe, Scenen und Spaltungen herbeigeführt sind, welche er von vorn herein wahrscheinlich ebensowenig beabsichtigt hatte als sie von anderer Seite her durch Strauß und die speculative Theologie beabsichtigt wurden, und die das Ministerium Eichhorn so redlich benützt hat, um auch durch die Verstimmung in religiösen Dingen die Katastrophe für Preußen heraufzubeschwören, daß man auch dadurch in Versuchung komme, dem alten Zahn Recht zu geben, der schon lange vor den März-

tagen immer behauptete: er kenne Eichhorn genau als alten Demagogen, und habe die feste Ueberzeugung, daß sein Auftreten nur darin seinen Grund habe, weil er Preußens Rettung nur in einer Revolution sehe und weil er diese herbeiführen wolle. In den Halle'schen Versammlungen der protestantischen Freunde pflegte Wegscheider stets als aufmerksamer Zuhörer zugegen zu sein, und er stand mit den Leitern derselben im freundschaftlichsten Verhältniß. In dem Uebergange der religiösen zur politischen Bewegung erwuchs auf der tabula rasa der „freien Gemeinden“ eine ganz eigenthümliche politische Schwärmerie, ein Laumel bemächtigte sich mancher alten Führer, und es war einer von ihnen, der im November im Halle'schen Sicherheitsausschuß den in seiner Vermischung von poetischer und philosophischer Schulsprache wunderbar charakteristischen Antrag auf Ausschneiden der drei in denselben gewählten Magistratsmitglieder stellte, weil „es kaum zu vermeiden, daß der oft unwillkürlich einseitige Polizei- und Behördenstandpunkt sich trübend einmische in den reinen frischen Strom des Ausschußbewußtseins.“ Mit den schwärmerischen Bestrebungen dieser Leute konnte Wegscheider freilich nichts mehr gemein haben. Aber auch von der reaktionären Partei, welche nun an seinem Wohnorte die Oberhand errang, hielt er sich fern. Sein Interesse an der Entwicklung Preußens blieb bis auf die letzten Augenblicke seines Lebens rege; aus seinem Hause, vor dem Kirchthor, schickte er seine Kinder von seinem Krankenbette in die Stadt, um politische Neuigkeiten zuzubringen; wenige Wochen vor seinem Tode ließ er an mehre alte Herren in Kopenhagen, Zürich und Hamburg eine handschriftliche, sehr umfassende Beleuchtung unserer Zustände abgehen, und seine letzten Phantasien beschäftigten sich mit der Wahlangelegenheit. „Ich muß so viel an meine armen Ungarn denken,“ hörte man ihn auch noch kurze Zeit vor seinem Tode sagen.

Die Theilnahme, welche sich bei seinem Krankenlager und seinem Tode in Halle zeigte, war sehr allgemein und aufrichtig, denn seit seinem Jubiläum war er „erst recht eine populäre Figur für Halle geworden, Jeder freute sich über den liebenswürdigen, einfachen, bescheidenen, propren

Greis,“ dessen ganze Erscheinung trotz einer gewissen körperlichen Unscheinbarkeit doch etwas höchst Einnehmendes hatte. Nicht minder schlicht als seine äußere Erscheinung war seine ganze Lebensweise. Niemals war er zu bewegen, seinen alten engen Schreibpult mit einem neuen zu vertauschen. An Haus und Garten hatte er große Freude, und im Garten sah man noch den Greis täglich einige Stunden mit seiner leichten Hacke schalten. Mit empfänglichen Herzen erfreute er sich immer von neuem der herrlichen Aussicht von seiner Studirstube auf Stadt, Strom und Brücken, am Rauschen des Wöhrs und besonders an dem schönen Buchengang neben der Saale, dessen schon Goethe in einem seiner Briefe gedenkt, worin er von seinem Besuch bei Lafontaine redet. Haus und Garten gehörten nemlich früher Lafontaine, mit dem er nahe befreundet war. Der Sohn des Verstorbenen, welcher ihn als Kind zuweilen Abends zu diesem Freunde begleitete, erinnert sich, wie er wohl durch den von den beiden Männern ganz behaglich angestimmten Gesang der Marseillaise aus dem Schlummer geweckt wurde, in den er während ihrer Unterhaltung verfallen war. Wegscheider's Eifer als akademischer Lehrer war sehr groß. An seinen Zuhörern hing er in der letzten Zeit mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit, um so mehr, da viele von ihnen die Söhne früherer Schüler waren. Noch vom Krankenbette aus ließ er unter sie seine Dogmatik vertheilen. Nur einige Wochen vor seinem Tode stellte er die Vorlesungen ein, und seinen Wunsch, „auf dem Katheder zu sterben“, kann man dem Sinn nach als erfüllt betrachten.

Wegscheider starb am 26. Januar. Er hinterließ eine Gattin, fünf Töchter und einen Sohn, der als geachteter praktischer Arzt in Berlin lebt. Sein Leichnam mußte — seiner lange vorher getroffenen Bestimmung gemäß — sogleich aus dem Haus geschafft werden, „es ist ja doch nur ein alter Rock“, hatte er oft in gesunden Tagen gesagt. Ebenso war seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß das Begräbniß höchst einfach. Sechszehn Studenten trugen den mit Grün umkränzten Sarg, nachdem sie vorher eine vierstimmige Cantate gesungen, außer seinem Sohne und den beiden Söhnen von Gesenius folgte Niemand.

Was sonst von der Universität, von Behörden u. s. w. seine Theilnahme bezeugen wollte, fand man auf dem Friedhofe versammelt. Seine Grabstätte ist dicht neben dem Grabe Lafontaine's. Von dem zeitigen Minister der geistlichen Angelegenheiten ging ihm noch auf dem Sterbebette ein anerkennendes Schreiben zu, welches ihn wegen eines Ordens auf eine spätere Anwesenheit des Königs in der Provinz Sachsen verriethen wollte. Man hörte den Greis bei dieser Gelegenheit noch einmal scherzen über das „Spiel mit bunten Bändern“, wie er es immer genannt hatte.

πρ.

Dynastische Interessen oder Volksinteressen?

Untersuchen wir den innern wahren Kern des Streites, der jetzt die deutsche Welt bewegt, die deutsche Nation zerfleischt, den Brudermord angeschürt hat, so ist die große Frage: soll das Familienwohl der bisherigen Häupter und Führer der deutschen Stämme über dem Volkswohle stehen oder umgekehrt? Sollen die deutschen Dynastien das Principalberechtigte sein, die Völker nur das Secundärberechtigte? Sollen diese den Dynastien dienen oder diese ihren Völkern? Das ist die Cardinalfrage. Und wir mögen den Streit ansehen, wie wir wollen, wir mögen die politische Lage der Dinge drehen und wenden, wie wir wollen, — immer werden wir auf das, was im tiefsten Hintergrunde liegt, zurückkommen — auf das dynastische Interesse, dem das Volksinteresse diametral entgegensteht. Das ist also der cardo rei, der Zankapfel, die Pointe, die man bei allem Hin- und Herreden und Streiten festhalten und nie aus dem Auge verlieren muß.

Selbst der gefürchtete Absolutismus, ist er, wenn man ihn zergliedert, etwas Anderes als das dynastische Interesse? Der Absolutismus verzehrt sich bald selbst; er reibt sich bald auf, wenn er auf das Individuum beschränkt bliebe. Seine Unersättlichkeit kann bei dem Individuum nicht stehen bleiben; er muß ein weiteres Ziel verfolgen: er

muß das süße Gefühl unumschränkter Herrschaft auch denjenigen zuwenden, die mit ihm eines Blutes sind, d. h. der Familie. Das ist die einzige Seite, auf welcher der Absolutismus, als der eingestrichelteste Egoismus, aus sich herauschreitet und Anderen eine Theilnahme gestattet. Wie man dem Geizhals nachsagt, daß er oft eine Seite habe, wo er Verschwender sei, so leidet auch der Absolutismus keine andere Macht neben sich als die Familie, d. h. diejenigen Menschen aus seinem Stamme, die nach ihm kommen. So ist also der Absolutismus nichts von der Familie Getrenntes, sondern er ist Eins mit derselben; er ist der verkörperte Familien-Egoismus. Im Privatleben kann dieser zur häuslichen und bürgerlichen Tugend werden. Wir schätzen den Familienvater hoch, der für die Seinigen alle Opfer zu bringen bereit ist, der für sie alle erlaubte Interessen zu fördern strebt. Aber es dreht sich die ganze Sorge in dem Kreise des Privatlebens. Nichts Dessenliches, kein ethisches Verhältniß mischt sich ein. Alles findet seinen Abschluß in dem engen Bereiche des Privatlichen. Ganz anders, wo die Familie aus ihrem rein Privatlichen und Privatrechtlichen in ein Dessenliches übertritt und so aus ihrem innersten Wesen heraustritt und so ein Gegenstand der Relation, der Vergleichung wird. Da ist die Familie nicht mehr auf sich beschränkt, da tritt sie nicht über zu einzelnen Familien in ein Privatverhältniß, sondern sie steht dann gegenüber der großen Völker-Familie, die ein organisches Gemeinwesen ist, ein ethischer Organismus, den wir Staat nennen — eine Gottesanstalt, von höherer Hand dem Menschengeschlechte vorgezeichnet, um es zu größerer Vollkommenheit gelangen zu lassen. Und dieser göttlichen Institution, dem Staate, wird jene Regenten-Familie entgegengesetzt; es wird nicht um den Vorzug das Loos geworfen; es wird nicht der Zweifel erhoben, was vorgehen solle: Familie oder Staat? Nein, es wird von den Fürsten behauptet geradezu: die Familie sei göttlichen Ursprungs; die absolute Gewalt sei von Gottes Gnaden! Und das Volk dagegen die misera contribuens plebs.

Kein Regent hat diese Sätze wohl so auf die Spitze getrieben als der jetzige König von Preußen.

Wir erinnern nur an die Reden bei der Thronbesteigung, gehalten in Königsberg und in Berlin, und an die Verhandlungen in der Berliner Ständekammer bei Gelegenheit der Abschaffung des Gottesgnaden.

Und Keiner ist in neuester Zeit naiver mit dem halbvergessenen Kram hervorgetreten, als derjenige Regent, von dem man es am wenigsten erwartet hätte — der König von Württemberg. In seiner Ansprache an sein Volk spielen die Dynastie, seine Familie, sein Haus die Hauptrolle; das württembergische Volk ist nur die Staffage. Dieses ist um jener willen da. Was soll man sagen zu solcher Sprache in unserm Jahrhundert, das nie und nimmer die Zeiten des Mittelalters wieder heraufführen wird, ja noch nicht einmal die schmalvolle Zeit nach dem westphälischen Frieden, noch den geknechteten Zustand in Folge des Rheinbundes. Doch sind wir der treuherzigen, echt schwäbischen Natur des Königs von Württemberg zu Danke verpflichtet, daß er sich so offen und klar ausgesprochen hat. Seine guten, herrlichen Schwaben wußten doch nun auf einmal, woran sie waren, und brauchten nicht lange zu kämpfen gegen ein gleichmüthiges Benehmen, wie wir es anderwärts gesehen haben. Ihr kluges, gemäßigtes und rechtliches Verfahren hat der Welt gezeigt, daß damit gegen das Unrecht immer ausgereicht wird. Der schwäbische Volksstamm hat allen deutschen Stämmen zum Vorbilde gedient, und seinen Ruhm wird die Geschichte bewahren.

Darum, deutsches Volk, sei auf deiner Hut! Dein Erzfeind beruht weniger in der Nichtanerkennung der deutschen Reichsverfassung, weniger in dem Absolutismus, als in den fürstlichen Dynastien, aus denen alle Uebel entspringen. Aber zum Glück sind die Dynastien sterblich und vergänglich, die Völker aber unsterblich. Das tröste dich, deutsches Volk!

Und nun zuletzt noch eine Bitte: hüte dich vor allen Gewaltmaßregeln und vor der socialen Republik. Beide führen nicht zur Freiheit, noch zum Glück.

Drei Kapitel

der

Skizzen

aus der österreichischen Bureaukratie.

Von

Wilhelm Ritter von Paulh. *

Erstes Kapitel.

Anstellungsgesuch. — Der grobe Portier. —
Der Protector Kanzlist.

Die letzte Prüfung aus der österreichischen politischen Gesezkunde war gemacht, und ich hatte mir einen wohlconditionirten Einser errungen. Meine Kollegen gratulirten mir zwar zur Eminenz; ich dachte mir auch Anfangs, die wären die besten Richter — und ich freute mich auch um so mehr auf „die Erste mit Vorzug“, als ich den Vorsatz hatte, an der Pforte einer politischen Behörde in der Provinz um die Zulassung zur Conceptionspraxis anzuklopfen. Doch der Mensch denkt — der Bleistift des Professors lenkt. Ich erhielt nur die „Erste“. —

Mir sind Vorzugsklassen immer wie Gewinnste in der Lotterie vorgekommen. Als ich mich vor längeren Jahren zur Prüfung aus der Erziehungskunde niedersezte, fragte mich mein damaliger Herr Professor aus diesem Fache — es war ein hochwürdiger — was ich von Prüfungen der Schüler hielte. Meine Antwort lautete: „Nicht viel, denn ich betrachte sie nur als Maßregel, um zu Ende eines Semesters oder Lehrjahres die Rubriken eines Kataloges, gleich denen eines Lotto-Collectur-Bogens mit Nummern ausfüllen zu können.“ Meine bei dieser Prüfung anwesenden Mitschüler konnten bei dieser Antwort kaum das Lachen verbeißen. Einer der Vorsitzenden schmunzelte hinter dem Sackuche und erquickte seine Nase mit einer Prise. Der Professor aber wurde vor Wuth und Zorn roth wie ein Truthahn, und sagte mit zitternder Stimme: „Das steht nicht in meinen Schriften. Sie vertheidigen eine These, die ganz grundlos

* Durch diese Probe will ich auf ein empfehlenswerthes Büchlein aufmerksam machen, welches in Wien, A. Dorfmeister's Verlag, 1848 erschienen.

ist." Hierauf erschöpfte er sich in einer Menge von Gründen für die Zweckmäßigkeit der Prüfungen. Ich meines Theiles ließ ihn ruhig ausreden, denn ich hatte es mir schon seit meinen philosophischen Studien zum Grundsatz gemacht, Jedermann seine Ansicht und die Gründe dafür ruhig entwickeln zu lassen. Als der Professor seine Philippika geendet hatte, entgegnete ich ruhig: „Die Erziehungskunde ist keine auf positive, von irgend einem Gesetzgeber festgestellte Normen begründete Wissenschaft, sondern meinen Ansichten nach schöpft sie ihre Grundsätze und Regeln theils aus der ewig wahren Vernunft, theils aus der Erfahrung. Meine Ansicht von den Prüfungen ist nun, wie ich meine, aus diesen beiden Quellen geschöpft“ u. s. w. Ich will die Leser dieser Zeilen nicht mit pädagogischen Prinzipien unterhalten, sondern nur sie daraus den Grund entnehmen lassen, warum ich mir aus der oben erwähnten „Ersten“ nicht viel machte, obwohl ich mir nicht verhehlen konnte, daß ich dadurch eines schönen sub Nr. 2 oder 3 meines Anstellungsgesuches anzuführenden Grundes beraubt worden war. Wie schön hätte sich's in zierlichen Schriftzügen auf einem 30-Kreuzer-Stempel ausgenommen, wenn ich hätte schreiben können:

3. „Laut sub B. gehorsamst angeschlossenen Absolutoriums hat der ehrfurchtsvoll Gefertigte aus der österreichischen politischen Gesetzkunde die Vorzugsklasse erhalten, woraus gnädigst entnommen werden wolle, daß er es sich auf das Eifrigste angelegen sein ließ, sich die in dieser Abtheilung der Gesetzgebung bestehenden Vorschriften eigen zu machen“ u. s. w.

Ich hatte nur die Vorzugsklasse aus der rationalen oder — wie man sie recht treffend bezeichnet — natürlichen Politik für mich — und die Berufung hierauf schien mir nach der Atmosphäre, in der ich — damals — athmete, nicht sachgemäß und zweckmäßig. Mein Besuch war nett und sauber auf dem Stempelbogen abgeschrieben — aber mit dem vorgeschriebenen Sustentations-Reverse, dessen Nothwendigkeit ich erst in Erfahrung gebracht hatte, happerte es. Ich war ein armer Teufel, der sich während seiner Studienjahre, wie viele meiner Kameraden, durch Lektionengeben kümmerlich fortbrachte. Mein ge-

ringes ererbtes Vermögen warf viel zu wenig ab, um mich erhalten zu können. In dieser verzweiflungsvollen Lage wandte ich mich an meinen ehemaligen Vormund, der ein entfernter Onkel von mütterlicher Seite war. Er besaß in einem der entfernteren Theile der Stadt ein kleines Haus, das er bewohnte. An Sonn- und Feiertagen war ich öfters zu ihm hinausgepilgert, um ein besseres Mittagessen, als mir gewöhnlich beschieden war, zu erhalten, wofür ich, um nicht wie mit einem Almosen theilt zu sein, den beiden Töchtern meines Onkels, zwei allerliebsten Mädchen von acht und zehn Jahren, Unterricht auf dem Pianoforte ertheilte. Die beiden Kinder, die leider ihre Mutter verloren, als sie noch im zartesten Alter standen und gegenwärtig der Obforge einer alten, mürrischen Gouvernante anvertraut waren, liebten mich wie ihren Bruder. Ich denke noch immer mit inniger Freude an die Stunden zurück, die ich mit ihnen zubachte. Beide sind jetzt glückliche Gattinnen und Mütter; — sie haben ihren Lebenszweck erreicht — nur ich stehe einsam und verlassen!

Ich zog daher mein Gallakleid an und machte mich auf den Weg, um meinen Onkel um die Ausstellung des Sustentations-Reverse zu bitten. Er wollte Anfangs nichts davon wissen, machte mir Vorwürfe, daß ich Jus studirt, und mich nicht zur Erlernung eines feinen Mann nährenden Handwerkes habe bequemen wollen. Ich bemerkte dagegen in aller Bescheidenheit, daß es jetzt zu spät sei, mir dergleichen Vorwürfe zu machen; ich eigne mich nun einmal nach meinen Vorstudien zu nichts, als zum Beamten, und müsse ihn inständigst bitten, mein Flehen zu erhören und mir nicht auf dem Wege, den ich zu gehen genöthiget wäre, schon bei dem ersten Schritte Hindernisse entgegenzustellen. Die Ausstellung des Sustentations-Reverse solle ihn zu gar keiner Leistung verpflichten, ich wolle ihm das schriftlich geben. Unter dieser Bedingung ging er endlich darauf ein, ich hielt die sehnlichst gewünschte Urkunde in meiner Hand. Am nächsten Morgen ließ ich sie gerichtlich bewahrheiten. Mein Onkel hatte mir nebstbei versprochen, sich wegen meiner Anstellung zu verwenden. Er kam täglich in einem Gasthause mit einem Kanzlisten zusammen, der in

der Präsidialkanzlei des Chefs jener Stelle zuge-
theilt war, wo ich mein Glück versuchen wollte.
Das jahrelange Beisammensitzen an demselben
Tische hatte sie zu Gewohnheitsfreunden gemacht.
Mein Onkel sagte mir, daß er noch an demselben
Abend mit diesem Herrn sprechen, und daß sein
Fürwort nicht ohne Wirkung sein werde. Voll
der schönsten Hoffnungen kehrte ich heim — und
sah mich im Traume schon als Bureauchef. —

An einem der folgenden Tage nahm ich mein
Gesuch sammt Beilagen, um es einzureichen. Mit
hörbar klopfendem Herzen nahte ich mich dem
Gebäude, wo ein Theil der Staatsmaschine da-
rinnen stand, zu deren winzig kleinem Mädchen
ich mich auch machen wollte, wenn man mich
anders annahm. Mit Höflichkeit begrüßte ich den
vierschrötigen Portier am Thoreingange, und fragte
um das Bureau Seiner Excellenz. Der Herr
Portier fand es nicht der Mühe werth, meinen
Gruß zu erwidern, sondern fragte mich mit in-
quisitorischer Polizeimiene, barscher Stimme, und
mit einem mitleidigen Blick auf meinen, Alters
halber, in das Graue spielenden „Schwarzen“.
„Wer sind Sie, was wollen Sie?“ Es lag schon
auf meiner Zunge: „Das geht sie gar nichts an,
Sie Grobian, beantworten Sie meine höflich ge-
stellte Frage mit Höflichkeit, dazu sind Sie da“
Aber ich dachte mir: „Auch ein Portier kann dir
schaden,“ und nannte ihm meinen Namen und den
Zweck meiner Nachfrage. Er sah gnädig auf mich
herab, als ob von ihm der Bescheid Ja oder
Nein abhinge. Während dem kam eine Equipage
herangerollt, der Herr Portier rannte mich ordent-
lich auf die Seite, öffnete den Wagenschlag, und
half einem reich mit Sternen und Bändern ge-
zierten Manne heraus, den er mit den tiefsten
Bücklingen bis zur Stiege begleitete. „Je nun,“
sprach ich bei mir selbst, „gegen Hohe und Vor-
gesetzte kriechend, gegen Niedere und Parteien grob
und herrisch, wenn auch nur einer der geringsten
Diener. Das liegt nun einmal in der Natur
dieser Menschenklasse. An das mußt du dich ge-
wöhnen!“ Ich kann aber hier nicht unbemerkt
lassen, daß allen Beamten — besonders jenen der
niederen Kategorie — den sogenannten Manipu-
lationsbeamten — sowie auch den Dienern der
Behörden gegen die Parteien das humanste Be-

nehmen strengstens eingeschärft werden solle. Bei
öfteren Klagen gegen ihr Benehmen sollte Dienst-
entlassung angedroht sein. Ich habe stets bemerkt,
daß man bei den in höheren Rangstufen stehen-
den Staatsdienern um Vieles artiger und höf-
licher behandelt wurde, als bei jenen, die nur
eigentliche Schreibmaschinen sind, und die Gedanken
Anderer gedankenlos und träg auf dem Papiere
nachmalen; ja oft nicht einmal eine lesbare Schrift
haben, so daß das Concept oft um Vieles besser
ausfieht, als das Abgeschriebene. Beamten in den
Einreichungs- und Auskunftspapieren der ver-
schiedenen Behörden, Beamten in den Paß- und
Postbureau's, kurz Allen, die ihrer Stellung und
ihrem Berufe nach in tägliche, ja stündliche Be-
rührung mit Parteien kommen, soll der strengste
Befehl zu einem artigen und höflichen Benehmen
ertheilt werden. Man soll nie aus dem Auge
verlieren, daß die Behörden des Publikums wegen
zur Wahrung der verschiedenen Interessen der
Staatsbürger da sind, und daß nicht das Publi-
kum der Behörden wegen existirt. Der Bürger
ist es, der durch die Bezahlung der verschiedenen
Steuern zur Erhaltung des Beamten beiträgt,
folglich verdient er auch alle Rücksicht. Grobe
und inhumane Beamte bringen bei den Staats-
bürgern eine Behörde in Mißachtung und Miß-
credit, während doch einer braven, rechtlichen Be-
hörde daran gelegen sein soll, geachtet und geliebt
zu sein. Kein Beamter sollte je vergessen, daß
er das Glied eines Körpers sei, der im Namen
des seine Unterthanen liebenden Landesfürsten sein
Amt verwaltet, und daß jede Kränkung des Pu-
blikums zugleich auch eine Kränkung der Liebe
ist, mit der der Landesfürst alle seine Unterthanen
umfaßt.

Besonders Steuer- und ausübende Finanzbe-
amte sollen sich diese Lehre stets gegenwärtig hal-
ten, denn gerade die Ausübung ihrer Amtspflicht
ist, aus begreiflichen Gründen, die am wenigsten
bei dem Publikum beliebt.

Der Herr Portier fand sich endlich in Gnaden
bestimmt, mir den Weg in das Präsidialbureau zu
sagen. Er warf aber so viel mit rechts und links,
geradeaus und seitwärts um sich, daß ich befürchten
mußte, in ein Labyrinth zu gerathen, aus dem
mich nur ein Ariadne-Faden führen konnte.

Mit dem Vertrauen, daß ich jemand Andern wieder fragen könne, ließ ich mir nur die Stiege zeigen und stieg langsam und scheuen Trittes hinauf. Neben mir sprang ein junger, elegant gekleideter Mann, mit großen Sägen mehrer Stufen zugleich nehmend, die Stiege mehr hinauf, als er sie bestieg, eine Arie aus einer italienischen Oper trällernd. Ich dachte bei mir: „Wann wirst du so ungeschweut und ungenirt die Treppe hinauf fliegen?“ und setzte meinen Weg fort, bis ich in einen dunklen Corridor kam, wo ich mich nicht mehr zurechtfinden konnte. Da begegnete mir ein alter, ergrauter Kanzleibote, auf dessen Brust das Ehrenzeichen des Kanonenkreuzes angeheftet war, und ich wiederholte meine Frage nach dem Präsidialbureau. Mit leutseligem Wesen ersuchte er mich, ihm zu folgen, er werde mich führen. Vor einer Thüre, über der die Tafel die Aufschrift des Zieles meines Weges trug, verabschiedete er sich von mir; der brave Diener war alt und schwach, hatte wahrscheinlich Weib und Kind zu Hause, ich dachte mir, ein Glas Wein würde ihm wohlthun, und, obwohl in meiner Börse gerade kein Ueberfluß war, so konnte ich mich doch nicht entschließen, des guten Alten Mühe unbelohnt zu lassen, um so mehr, da sein freundliches Benehmen auf das härtebeißige des Portiers hinauf mich doppelt angenehm berührte. Er wollte durchaus nichts annehmen — es war, ich las es in seinem offenen Gesichte, gewiß nicht Ziererei —; endlich gab er meinem Ersuchen nach und meinte: Es wäre gern geschehen! — Den Mann hätte ich gleich zum Portier gemacht, wenn er nicht unfähig gewesen wäre, Lustzug und Kälte zu ertragen.

Ich klopfte nun bescheiden leise an der Thüre; man schien mich nicht zu hören; ich wagte es stärker, und ein heiseres „Herein!“ ertönte. Ich legte die Hand auf die Klinke und öffnete die Thür, die sich knarrend in den Angeln bewegte, und mit

einiger Harmonie zu dem heiseren „Herein“ stimmte. Auf meine Frage nach dem Kanzlisten, dem mir von meinem Onkel zugeschanzten Protector, wies man mich in ein zweites Zimmer. Auf den Zehenspitzen schlich ich hinein und fragte wieder. Der Herr Kanzlist sprang bei dem Nennen seines Namens unwillig von dem mit einem Hämorrhoidenfranze belegten Stuhle auf und fragte: „Was ist Ihr Begehrt? Den ganzen Tag hat man keine Ruhe.“ Als ich ihm eine Empfehlung von meinem Onkel meldete, schien sein gesuchtes, einem frisch gepflügten Acker gleichendes, ledernes Antlitz geschmeidiger und freundlicher zu werden.

„Ja, ja,“ sprach er, „ganz recht, Ihr Herr Onkel, ich erinnere mich, hat mir von Ihnen gesprochen. Haben Sie Ihre Bittschrift bei sich? — Gut! Laufschein, Sustentations-Revers, Absolutorium — Beilagen in Ordnung. Aber junger Mann, hier ein fataler Einser. Wir weisen Eminentisten ab, verstanden, Eminentisten! Wollen sehen, was zu machen ist. Kommen Sie übermorgen wieder um dieselbe Stunde. Werde dafür sorgen, daß Sie sich bei Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten persönlich vorstellen können. Werden sehen, ob er Sie aufzunehmen die Gnade haben wird.“

Mit diesen Worten entließ mich der Herr Kanzlist mit einer gnädigen Kopfbeugung, mich gleichsam seines mächtigen Schutzes versichernd. Uebermüthige Schreiberseele, die Du Dich im Strahlenglanze Deines Chefs gleich einer Mücke sonnst, die man vielleicht gar nicht sehen würde, wenn sie nicht in diesem Lichte schwebte. Und solche Leute müssen befördert werden!

Um mich herum war's schwüle — ich war herzlich froh, wie ich wieder in's Freie kam und die frische, reine Luft einathmen konnte. Ich empfand einen kleinen Schauer vor meinem zukünftigen Loos. (Schluß folgt.)

F e n i l l e t o n .

Berlin. Ein generelles Verbot des General Wrangel untersagt den sämtlichen hiesigen Theatern die Aufführung aller Stücke, welche zu Demonstrationen in dem einen oder andern Sinne Veranlassung bieten können. Dem wachthabenden Offizier oder Beamten ist das Recht beigelegt, die Gardine sofort fallen zu lassen, wenn solche Stücke dennoch zur Darstellung gelangen. Solche Schmach kann man nicht einmal einem deutschen, sondern nur einem preussischen Publikum anzuthun wagen.

** Es hat sich hier ein sogenannter Treubund gebildet, in welchem sich all die gleichgestimmten Sklavenseelen zusammensinden, denen ein allergnädigster Fußtritt lieber ist, als das Wohl der ganzen Menschheit. Auf seinem Siegel führt dieser Treubund als Symbol: Einen wedelnden Hund.

** Der Kladderadatsch definiert: das Standrecht ist ein Rechtsstand, vor dem kein Recht Stand hält.

Elberfeld. Von Solingen war in Elberfeld eine Compagnie junger Mädchen eingetroffen, die, mit Messern und Pistolen ausgerüstet, sich in die Reihen der Barricadenkämpfer einschreiben ließ. Das ganze bergische Land ist in offenem Aufstand, und ein spanischer Guerrillakrieg steht, durch die Beschaffenheit der Gegend begünstigt, in Aussicht. Welche Wuth in Düsseldorf gegen die preussische Henkerwirthschaft herrscht, mag man aus Folgendem schließen: Ein neunjähriger Knabe, über die verübten Bestialitäten empört, hatte sich geschworen, den ersten Soldaten, der ihm auf der Straße begegne, niederzuschießen. Mit einer Pistole versehen, ging er aus seinem älterlichen Haus, als eben ein Piket Uhlanen durch die Straße ritt; das Kind tritt dicht an die Pferde, schießt in der That einen Soldaten vom Pferde und stürzt auch gleich darauf von Schüssen und Lanzenstichen durchbohrt zur Erde.

Kiel. Dem Reichsmarinerath Jordan ist in Kiel bei seiner Inspection ein altes Badeschiff als ein Kanonenboot präsentirt worden und er hat dasselbe auch ruhigen Gemüthes im Namen der deutschen Centralgewalt in Besitz genommen. Ueberhaupt sollen im Departement des Krieges in Frankfurt merkwürdige Dinge vorgehen. So hatten die Herren Professoren gelesen, Oldenburg sei ein pferdezüchtendes Land und forderten deshalb bei der Vermehrung der Contingente gerade hier Kavalerie. Die armen Oldenburger sind nun in großer Verlegenheit, da sie wohl große Zugpferde haben, aber durchaus keine Reiter, sondern nur sehr tüchtige Fußsoldaten sind.

Königsberg. Von Friedrich Wilhelm König erscheint nächstens eine gelehrte Abhandlung: Dummheit und Hundssinn, oder die Soldknechte des Tyrannen; nebst einem Nachtrage: Auf welcher Seite war der wahre Ruhm, auf Seiten des trefflichen Kriegsheers der Perser, oder auf Seiten der Griechen, die in den Thermopylen starben. — Das Buch ist den preussischen Truppen gewidmet, die zur Unterjochung der Pfalz ausgerückt sind.

Leipzig. Den Tuch-, Leder- und Galicohändlern hat Merkur mit seinem Flügelstabe dies Mal, trotz Krieg und Revolution, goldene Ernten gezaubert; als aber die Buchhändler mit ihren Strazzen und Verlagölisten kamen, floh der schlimme Gott auf behenden Sohlen davon, und die Messe verdient weit mehr Lugete- als Jubilate-Messe genannt zu werden. Das Eine nur war an dieser Messe tröstlich: es zeigte sich ein guter geschäftlicher Wille. Einige der ersten Sortimentsherren waren persönlich auf dem Platz erschienen. Jene Anarchie, die im vorigen Jahre in dies im Ganzen so schön geordnete deutsche

Buchhandlungswesen hereinzubrechen drohte, hat sich nicht fortgesetzt, im Gegentheil würde man gern gezahlt haben, wenn nur mehr — abgesetzt gewesen wäre. Die diesjährige Messe war der völlige Gegensatz der vorjährigen. Vorm Jahre das dem buchhändlerischen Verkehr außerordentlich günstig gewesene Jahr 1847; aber in den Wirren der Zeit keine Abrechnung und noch weniger baare Deckung. In diesem Jahre viel solide Neigung, dem Verfall des Buchhandels durch klingende Erfüllung seiner Verpflichtungen entgegenzuarbeiten, aber die Basis davon: das dem Bücherabsatz völlig unfruchtbar gewesene Jahr 1848! Wer hatte Muße und Lust, etwas anderes zu lesen als Zeitungen? Wer hielt nicht ängstlich Haus mit seinen finanziellen Mitteln? Die Aufhebung der Censur benahm den Reiz der Verbote, die so vielen Christen sonst zur Beförderung ihres Absatzes dienten. Oesterreich, durch seine Büchersperre sonst so bücherlüstern, ist gegen die Literatur entweder jetzt ganz blasirt oder von Krieg, Revolution und Zeitungslektüre so in Anspruch genommen, daß das Geschäft nach jener sonst so ergiebigen Gegend hin dies Mal kaum in Betracht kam. Wenn nicht glücklicherweise die deutsche Sprache auch außerhalb Deutschlands geliebt wäre, würde unser Buchhandel unter jetzigen Umständen kaum bestehen können. Das Interesse, das in Amerika, England und den russischen Ostseeprovinzen am deutschen Büchermarkte noch genommen wird, hat ihm dies Mal fast ausschließlich die baaren Geldmittel zugeführt, mit denen der Buchhandel bis zum nächsten Jahre sich fristen soll. Und wie wird es dann aussehen? Ist der vaterländische Boden von Rosseshufen zerstampft, mit Bruderblut besetzt — wer weiß, ob dann nicht die Bücher als Streu in den Ställen der Kosaken dienen! Vielleicht wirkt der allgemeinen Verwilderung der Gemüther und der einseitigen Verflachung unserer geistigen Interessen, et was wenigstens, die Goethe-Feier entgegen. Die Regierungen, die ihre Kraft jetzt nur in Spitzkugeln und Schrapells suchen, sollten zur Versöhnung der Humanität etwas für die Erinnerung an Goethe's hundertjährige Geburt thun, und auf die Belagerungszustände des Vaterlandes einige, wenn auch Treibhausblumen streuen. Ein Ausblick zu den Wahrheiten und Gütern, die über den Kampf der Parteien erhaben sind, thut der Nation wahrlich noth!

Montreal. In Canada stehen sich die französische und die britische Partei in bitterer Feindseligkeit gegenüber; die erstere, welche im Jahre 1836 die Fahne der Empörung aufsteckte, hat seit der Bezwingung der Rebellion ihr numerisches Uebergewicht benutzt, dem Gouverneur Lord Elgin ein französisch gesinntes Ministerium

aufzudringen, welches denn im Anfange dieses Jahres den Eisapfel, die vielberufene Indemnitätsbill, in's Land schleuderte. Diese Bill, vom Parlament zu Montreal angenommen, bestimmt, daß diejenigen, welche durch den rebellionskrieg von 1836 Verluste erlitten haben, d. h. die Rebellen selbst, aus der öffentlichen Kasse, also auf Kosten der loyalen Unterthanen, entschädigt werden sollen. Am 27. April ertheilte Lord Elgin der verhängnißvollen Bill die königliche Sanction; als er das Parlamentshaus verließ, empfing ihn der versammelte Pöbel mit Heulen, Pfeifen, Steinen, Roth und faulen Eiern. Seine Kutsche fuhr im gestreckten Gallop von dannen. Vor der Stadt war gerade eine Massenversammlung, um gegen die Entschädigungsbill zu protestiren, als plötzlich die Sturmglocken in Montreal erklangen und die Nachricht sich verbreitete, daß die königliche Sanction ertheilt sei. Augenblicklich strömte nun die ganze Menge mit Fackeln und Knütteln nach dem Hause des Parlaments, welches eben in voller Sitzung war. Ein Hagel von Steinen flog in die glänzend erleuchteten Fenster, die erschrockenen Mitglieder flüchteten in die Nebensäle und ein bewaffneter Haufe, dessen Führer schwur: „er wolle als Oliver Cromwell über sie kommen,“ stürmte in den Sitzungsaal. Der Anführer setzte sich in den Stuhl des Sprechers und schrie mit donnernder Stimme: „Gentlemen, das französische Parlament ist aufgelöst! Hol uns alle der Teufel!“ Das Scepter des Parlaments, von vergoldetem Silber, wurde im Triumph hinausgetragen und dann Feuer angelegt, das in weniger als 15 Minuten das ganze prächtige Gebäude ergriffen hatte. Das Volk draußen ließ Alles ruhig geschehen; bald darauf erschienen die Truppen. Die Menge empfing sie mit betäubendem Hurrah! welches einige Compagnien erwiderten. Um 11 Uhr zerstreuten sich die zahlreichen Haufen; vom Parlamentshause waren nur noch die rauchenden Trümmer übrig. Die kostbare Bibliothek, welche das einzige vollständige Exemplar der Verhandlungen des britischen Unterhauses in 1100 Bänden enthielt, und deren Werth auf 100,000 Pfund geschätzt wird, ist niedergebrannt; das Bildniß der Königin ward auf der Straße den Flammen übergeben. — Am folgenden Tage verwüstete der Pöbel die Wohnungen einiger französischen Einwohner, dagegen ließ er es geschehen, daß mehrere Mitglieder der englischen Partei wegen Theilnahme an der Zerstörung des Parlamentshauses in's Gefängniß abgeführt wurden. Ueberhaupt wurde jeder Conflict mit den Truppen, welche selbst den Franzosen durchaus abhold sind, sorgfältig ver-

mieden. Das Regierungsgebäude, wo die Minister sich befanden, war von einem lärmenden Haufen umgeben, und sobald ein Mitglied des Cabinets nur „die Nase vor die Thür steckte,“ empfing ihn ein entsetzliches Geheul und ein Regen schmutziger Wurfgeschosse. Am nemlichen Tage hielten etwa 3000 der angesehensten Einwohner ein Meeting und beschloßen eine Adresse an die Königin um Abberufung Lord Elgin's und Verwerfung der Entschädigungsbill. Das Ministerium ließ insgeheim die französischen Einwohner als Constabler einschwören und bewaffnen, auf die entschiedene Forderung des Commandeurs der Truppen Sir Benjamin d'Urban wurde jedoch von dieser Maßregel, welche so gleich zu blutigen Reibungen geführt hätte, wieder abgestanden. Ueberall auf dem flachen Lande bewaffnet sich die britische Partei und schon sollen starke Haufen im Anmarsche auf Montreal begriffen sein. Nach den letzten telegraphischen Berichten aus Montreal vom 2. Mai war die Lage der Dinge äußerst bedrohlich.

München. Unsere „Neuesten Nachrichten“ bringen die Anzeige: Das gräflich von Landsfeld'sche Haus mit Stallung, Garten &c. in der Barrerstraße Nr. 7 dahier wird am 21. Mai öffentlich versteigert werden. Der Zuschlag soll mit Vorbehalt der Genehmigung der Verkäuferin auf acht Tage hin geschehen.

Wien. Ein mysteriöses Gerücht, welches in sehr achtbaren Kreisen die Runde macht, läßt den guten Fürsten Windisch-Grätz auf eine tragisch-romantische Weise seine Heldenlaufbahn schließen; er soll sich — heißt es — erschossen haben, weil eine ungarische Dame verhaftet worden, die in sehr naher Beziehung zu ihm gestanden, und den Magyaren gewöhnlich, wenn nicht die k. k. Feldzugspläne, doch wenigstens die Marschrouten verrathen hatte. Daß die Dame verhaftet worden, ist gewiß; lächerlich scheinen jedoch die Zumuthungen gegen den Scharfrichter von Prag und Wien, der überhaupt in letzter Zeit vielfach Gegenstand der abenteuerlichsten Verwünschungen und Verleumdungen sogar der Schwarzen geworden ist. Dergleichen Ausfälle auf eine Persönlichkeit, die man vor Kurzem noch auf den Knien angebetet, charakterisiren einen Theil unserer Bevölkerung, der sich par excellence gutgesinnt nennt.

* * Der neuernannte Oberstkämmerer, Graf Lanforonsky, übernimmt fortan die oberste Leitung der beiden kaiserlichen Hoftheater. So kehrt die Kunst wie die Natur des Deutschen zum alten Bedienten- und Sklaventhum zurück.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.